

DIE SPRACHE DES HERZENS

Rätoromanisch als Muttersprache zu haben bedeutet, sich zuweilen fremd zu fühlen im eigenen Land. Dies zeigt ein sprachbiografisches Forschungsprojekt. Es gibt Einblicke in eine kleine, vitale Sprachgemeinschaft. Von Thomas Gull

«Jessas, wie das tönt, ich verstehe nichts!», schoss es Natalia durch den Kopf, als sie in der vierten Klasse in ihrer ersten Deutschstunde sass. Alfred erinnert sich: «Wenn jemand Deutsch sprach, war es klar, dass man Reissaus nahm.» Doch es gibt kein Entrinnen – weder für Natalia noch für Alfred noch für alle anderen rätoromanischen Kinder: Deutsch lernen müssen sie. Die Sprache ist das Nadelöhr auf dem Weg hinaus in die Welt, sei es für die Berufsausbildung, die Arbeit, das Studium oder das Militär.

Die einen gehen diesen Weg mehr oder weniger entschlossen und erfolgreich wie Natalia, die sich dahinterklemmte, auch wenn es nicht einfach war. Sie ging nach Zürich, um sich als medizinische Praxisassistentin ausbilden zu lassen, heute lebt und arbeitet sie in Chur. Andere wie der Bauer Alfred, dem eine unbehandelte Legasthenie zu schaffen macht, finden weniger leicht einen unverkrampften Zugang zur «Brotsprache» der Romanen: «Auch heute muss ich noch Anlauf holen, um Deutsch zu sprechen, es ist eine Anstrengung, ich schwatze weniger und auch nicht so fliessend.» Alfred vermeidet in seinem Alltag wann immer möglich, Deutsch zu sprechen. Als Junge war er ohnehin überzeugt, dass auch die Deutschsprachigen Romanisch denken, denn für ihn gab es nur das Romanisch, nur das war «wirklich». Abplagen musste er sich dann trotzdem mit der neuen Sprache – zuerst in der Schule, dann zwei Jahre als Gehilfe in einer Bauernfamilie in Mels und später in der Rekrutenschule, bis er schliesslich auf den elterlichen Hof zurückkehren konnte.

BLICK IN EINE ANDERE WELT

Geschichten wie jene von Natalia und Alfred haben Renata Coray und Barbara Strelbel mit ihrem Forschungsprojekt «Rätoromanische Sprachbiografien. Sprache, Identität und Ideo-

logie in Romanischbünden» zutage gefördert. Die beiden Sprachforscherinnen realisierten 31 narrative Interviews mit Romanischsprechenden in zwei Dörfern – eines im Bündner Oberland, das andere im Unterengadin. Das vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des NFP 56 finanzierte Projekt gibt einen differenzierten und faszinierenden Einblick in den sprachlichen Alltag der Rätoromanen und ihr sprachliches Selbstverständnis.

Die rätoromanische Welt ist klein: Gesprochen wird die Sprache noch von einigen Zehntausend Menschen, in der Volkszählung im Jahr 2000 gaben noch gut 60 000 Personen an, Rätoromanisch sei ihre Haupt- und/oder Umgangssprache. Die Rätoromanen sind auch im Kanton Graubünden eine Minderheit. Hinzu kommt, dass die rätoromanischen Gebiete dünn besiedelt sind und weit auseinanderliegen: Die Hochburgen des Romanischen liegen in der Surselva (Bündner Oberland) und im Unterengadin. Die Sprache zerfällt in fünf Idiome, deren Sprecher sich teilweise nur mit Mühe verstehen. So erzählt Natalia über die Gespräche mit einer Freundin aus Ftan im Unterengadin: «Am Anfang mussten wir uns schon konzentrieren, aber zuletzt verstanden wir uns.»

Renata Coray selbst spricht Sursilvan. Sie ist allerdings nicht in Graubünden aufgewachsen, sondern im Kanton Baselland. Ihre Eltern stammten jedoch beide aus dem Bündner Oberland, der Vater aus Ruschein, die Mutter aus Disentis/Mustér. Zu Hause im basellandschaftlichen Tecknau wurde deshalb Rätoromanisch gesprochen und Romanischbünden war ein Thema am Familientisch. Nach der Matura machte sich Renata Coray auf, den Herkunftskanton und die Sprache ihrer Eltern besser kennen zu lernen: Sie besuchte in Chur das rätoromanische Lehrerseminar und lebte fünf Jahre in Graubünden. «Das hat mir Einblick

in neue Welten gegeben», erzählt sie heute – ihr damaliger Freund war Älpler und sie arbeitete kurze Zeit für Radio Grischa. Zurück im Unterland studierte Coray Ethnologie, Rätoromanisch und Journalistik an der Universität Freiburg. Solcherart ausgerüstet, rückte sie dem Rätoromanischen mit wissenschaftlicher Methode zu Leibe: In ihrer Dissertation an der Universität Zürich «Von der Mumma Romontscha zum Retortenbaby Rumantsch Grischun» dekonstruierte sie rätoromanische Sprachmythen. Das NFP-56-Projekt gab ihr dann Gelegenheit, den Puls der rätoromanischen Basis zu fühlen: «In meiner Dissertation beschäftigte ich mich mit dem Diskurs der rätoromanischen Eliten», erklärt Coray, «das Sprachbiografie-Projekt interessiert sich dafür, wie die Menschen aus nicht akademischen Milieus ihren Alltag als Romanischsprachige erleben.»

EIN LEBEN IN DREI MINUTEN

Der Weg zu diesem Ziel waren die 31 sprachbiografischen Interviews, die Coray und Strelbel geführt und analysiert haben. Das war sehr aufwändig. Die beiden Forscherinnen haben je mehrere Monate in einer Bündner Oberländer beziehungsweise Unterengadiner Gemeinde verbracht, in der sie die Interviews durchführten – einerseits, um geeignete Gesprächspartner zu finden, andererseits, um mehr über den bündnerromanischen Alltag zu erfahren.

Die Interviews wurden im jeweiligen romanischen Idiom geführt – Sursilvan und Vallader. Das hat sich ausbezahlt: «Es entstand sofort eine gewisse Nähe», erzählt Renata Coray, «die meisten Gesprächspartner haben uns sofort geduzt und als Romanischsprachige wurden wir eher als zugehörig wahrgenommen.» Einige der Interviewten hätten zudem nur ungern auf Deutsch Auskunft gegeben. Die Interviews wurden mit einem biografischen Ansatz gemacht, der sehr nahe an die Lebenswelt der Gesprächspartner herantastet: Zuerst wurden diese aufgefordert, in einer Stegreiferzählung ihr Leben zu erzählen und dabei Erlebnisse zu berücksichtigen, die mit der Sprache verknüpft waren. In einer zweiten Interviewsituation folgte dann ein offenes Leitfadenterview, mit Fragen, die allen gestellt wurden. Wie sich zeigte, kann man sein Leben lang oder kurz



Die Rätoromanin Natalia macht erfolgreich den Spagat zwischen zwei Sprachwelten.

machen: Die längste mündliche Autobiografie dauerte 152, die kürzeste 3 Minuten. Bei den Leitfadeninterviews ging es unter anderem auch um ein aktuelles Thema, das Verhältnis zu Rumantsch Grischun, der vom Zürcher Linguisten Heinrich Schmid 1982 geschaffenen gemeinsamen Schriftsprache.

«VERWURZELTE» UND «KOMMUNIKATIVE»

Ein Teil der wissenschaftlichen Auswertung war die Entwicklung einer Typologie der sprachbezogenen Deutungs- und Orientierungsmuster. Die Interviews wurden integral transkribiert und einer Diskursanalyse unterzogen. Diese erlaubte, die unterschiedlichen Sprachbiografien in fünf Idealtypen sprachlicher Identifikationsmuster zu unterteilen: in «Verwurzelte» – Alfred ist einer von ihnen –, die das Rätoromanische als wesentlichen Teil der eigenen Persönlichkeit definieren, in «Kommunikative», zu denen Natalia zählt, die primär den Vorteil der rätoromanischen Erstsprache als Türöffner für den Erwerb anderer Sprachen sehen, in «Aufstiegs- und Berufsorientierte», deren Interesse an Sprache vor allem dem sozialen Aufstieg dient, in «Pragmatiker», die das Romanische als alltäglichen, wenig spektakulären Teil ihres Lebens betrachten, und in «nicht sprachlich Orientierte», deren Selbstbild überhaupt nicht auf dem Rätoromanischen aufbaut. Die grösste Gruppe ist jene der Kommunikativen (10 Personen), gefolgt von den Verwurzelten (9) und den Pragmatikern (8), seltener sind die Berufs- und Aufstiegsorientierten (1) und die nicht sprachlich Orientierten (2).

Wie die Auswertung zeigt, haben viele Romanen eine sehr enge Beziehung zu ihrer Sprache und oft ein belastetes Verhältnis zum Deutschen. Dazu trägt auch die Diglossie Schweizerdeutsch-Hochdeutsch bei, für viele Romanen beim Deutscherwerb «ein Murks», wie Coray festgestellt hat. Zu den Grunderfahrungen aus der Kindheit vieler Romanen gehört es, Deutschsprachige nicht zu verstehen. Einige sind später auch wegen ihres akzentgefärbten und teilweise fehlerhaften Deutsch ausgelacht worden. Positiver sind ihre Erinnerungen an Begegnungen mit anderen romanischen Sprachen und deren Sprechern: Einige erzählen, dass es ihnen leichter gefallen sei, Italienisch als

KREBSZELLEN MIT BODYGUARDS

Deutsch zu lernen. Eine Interviewte drückt das so aus: «Das Romanisch ist die Sprache des Herzens, das Deutsche brauchen wir, um zu überleben und die anderen Sprachen sind für das Vergnügen.»

UNGELIEBTES RUMANTSCH GRISCHUN

Eine sprachpolitisch wichtige Beobachtung ist, dass das «überregionale romanische Wir-Bewusstsein» bei der rätoromanischen Basis – im Gegensatz zur «Elite» – nur schwach entwickelt ist. Die Romanen identifizieren sich in erster Linie mit dem eigenen Dorf und dem Dorfdialekt, dem Tal, dem eigenen Idiom und dem Kanton Graubünden und weniger mit der gesamtromanischen Sprachgruppe. Das spiegelt sich auch in der Akzeptanz der gemeinsamen Schriftsprache «aus der Retorte», dem Rumantsch Grischun, das bei einigen der Befragten auf massiven Widerstand stösst. Dies hängt auch damit zusammen, dass es nicht ohne eine gewisse Anstrengung und Gewöhnung verständlich ist. Interessanterweise geben 19 der 31 Befragten nicht Rätoromanisch, sondern Deutsch als bevorzugte Lesesprache an.

Das NFP-Projekt ist abgeschlossen, der rund 20-seitige Schlussbericht mit Zahlen und Fakten liegt vor, die wichtigsten Ergebnisse sind publiziert. Doch das Spannendste des Projektes wartet noch auf eine Veröffentlichung: Die Geschichten von Natalia, Alfred und weiteren der 31 befragten Rätoromaninnen und Rätoromanen. Sie sollen Ende dieses Jahres publiziert werden und ermöglichen einen aufschlussreichen Blick in das Innenleben einer Sprachgemeinschaft, die nach wie vor um Akzeptanz und Anerkennung kämpft und deren Mitglieder sich zuweilen fremd fühlen im eigenen Land.

KONTAKT Dr. Renata Coray, coray@rom.uzh.ch

ZUSAMMENARBEIT Barbara Strebler, b.strebler@gmx.ch

FINANZIERUNG Schweizerischer Nationalfonds

PUBLIKATION Renata Coray: «Von der Mumma Romontscha zum Retortenbaby Rumantsch Grischun. Rätoromanische Sprachmythen», Chur 2008

Der Biologe Lubor Borsig erforscht, wie Krebszellen wandern und Ableger bilden. Seine Studien liefern auch die Erklärung dafür, weshalb das altbekannte Blutverdünnungsmittel Heparin Krebs am Metastasieren hemmt. Von Ruth Jahn

Ein Krebsgeschwür ist meist noch kein Todesurteil. Erst wenn sich einzelne entartete Zellen losreissen und sich anderswo im Körper festsetzen, wird Krebs zur todbringenden Krankheit: Metastasen fernab der ersten entarteten Zellen bilden sich fatalerweise meist in lebenswichtigen Organen – in der Leber, der Lunge, im Gehirn oder im Knochenmark. Neun von zehn Patienten mit soliden Tumoren, die ihrer Krankheit erliegen, sterben deshalb nicht am Primärtumor, sondern an einer Tochtergeschwulst. «Krebsforschung, die darauf abzielt, die Sterberate zu reduzieren, sollte deshalb den Mechanismus der Metastasierung ergründen», sagt Lubor Borsig vom physiologischen Institut der Universität Zürich.

Der Biologe hat sich seit über zehn Jahren der Erforschung der Metastasenbildung verschrieben. Sein Fach ist die Glykobiologie, die sich mit der Erforschung der Glykane beschäftigt – ein boomender Forschungsweig, der unter anderem neue Medikamentenklassen hervorgebracht hat, zu denen etwa auch die neuesten Anti-Grippe-Medikamente zählen. Glykane sind lange, verzweigte Zuckerverbindungen. Zu den Glykanen zählen bedeutende Biomoleküle: etwa der Kohlenhydratspeicherstoff von Tier und Mensch, das Glykogen oder die Cellulose in Pflanzen.

Zu einem Lieblingsgegenstand der biomedizinischen Forschung sind Glykane avanciert, weil sie – an Eiweisse gekoppelt – diesen gänzlich neue Eigenschaften geben können. Und weil solche so genannten Glykanmodifikationen der Eiweisse bei der Immunabwehr und auch bei allen möglichen entzündlichen Vorgängen wie etwa arteriosklerotischen Vorgängen, Autoimmunerkrankungen oder Krebs eine entscheidende Rolle spielen: Die Oberfläche von Bakterien oder

Viren besteht fast ausschliesslich aus solchen Verbindungen von Glykanen mit Eiweissen. Und auch aus der Oberfläche unserer Körperzellen ragt vor allem eine Sorte Moleküle: Glykane.

DAS IMMUNSYSTEM AUSTRICKSEN

Von der Zelloberfläche aus dirigieren die Glykane verschiedenste Vorgänge: Sie sorgen dafür, dass sich Zellen untereinander erkennen und miteinander kommunizieren können und sie regulieren die Wanderung von Zellen im Organismus. Die Glykolisierung von Zellen – also deren spezielle Zuckerbestückung – kann etwa bewirken, dass Immunzellen rekrutiert werden, um einen entzündlichen Prozess in Gang zu halten. «Krebszellen scheinen diesen Mechanismus für die Metastasierung via Blut auszunutzen. Dabei tricksen sie das Immunsystem regelrecht aus», erklärt Lubor Borsig. Krebszellen tragen veränderte Glykane auf ihrer Oberfläche. Und man weiss: Je mehr krebspezifische Glykane auf den Krebszellen sitzen, desto schlechter ist die Prognose für den Patienten. Mit Hilfe der Glykane rekrutieren Krebszellen Blutplättchen und weisse Blutkörperchen.

Bösartige Zellen, die sich von einem Primärtumor losmachen und in den Blutkreislauf gelangen, sind deshalb im Blutstrom bald von einem Mantel aus Blutplättchen und weissen Blutkörperchen umgeben. Hier kann sich die entartete Zelle verstecken: Der Schutzmantel aus Blutzellen bewahrt die Krebszelle vor dem Frass der Aufräumequipen des Immunsystems. «Krebszellen gelingt insbesondere eine totale Umpolung der weissen Blutkörperchen», unterstreicht Borsig, «diese haben eigentlich die Aufgabe, an Krebszellen anzudocken, um diese letztlich zu eliminieren – stattdessen werden sie zu deren Beschützern.»